

mission

Nr. 3 Dezember 2009



Mission – Hoffnung miteinander teilen



MISSION – HOFFNUNG MITEINANDER TEILEN

Editorial	3
Meditation	Innehalten und die Perspektive wechseln 4
Grundsätzliches	Mission – Hoffnung miteinander teilen 6
Nahost	Auf dem Weg zu einer eigenen Verfassung 10
Kuba	Der Beitrag der Kirchen zur Entwicklung Kubas 14
Südliches Afrika	Den Menschen in der Wüste zuliebe 17
	Hoffnung für die ärmsten Bewohner Kapstadts 20
Tansania	Eine tansanische Lebensgeschichte 23
Freiwillige	Freiwilligenarbeit aus ganzem Herzen 26
Was daraus wurde	Bibelrüstzeiten in Russland 29
Von Personen	Ein starker Mitstreiter für eine gerechtere Welt 30
Kurznachrichten	31
Hier können Sie helfen	32

mission

Zeitschrift des Berliner Missionswerkes



**BERLINER
MISSIONSWERK**

Herausgeber

Berliner Missionswerk
Missionswerk der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-schlesische
Oberlausitz
und der Ev. Landeskirche Anhalts

Georgenkirchstraße 69/70,
10249 Berlin

Telefon (030) 243 44-123

Telefax (030) 243 44-124

E-Mail bmw@berliner-missionswerk.de

Verantwortlich im Sinne des

Pressegesetzes

Ekkehard Zipser

Redaktion

Dr. Almut Nothnagle (verantw.),

Jürgen Hahn, Henrik Weinhold

Layout

Katrin Alt, hellowork.de

mission erscheint dreimal jährlich. Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bildnachweis

Titelbild: Äthiopischer Schüler, Foto: Dietmar Temps¹, Hans-Justus Strümpfel (3), Henrik Weinhold (4), Steve Evans (7 o.), Lena Pahlenberg (8), Cornelia Schattat (9 l., 15), Claudius Pröber (9 r.), Ryan Whisner (10, 12 u.), vanvan (12 o.), Cynthia Chen (13), Joseba m. arginzoniz martin (14), Charles Pieters (16), Friedhelm Brockmann (17 o., 18 o.), Reinhard Kees (18 u., 23 – 24), Ekkehard Zipser (20 – 22), Schulamit Kriener (26, 27 o., 28 o.), Jo Hyeon-jin (27 u., 28 u.), Matthias Hirsch (29 o.), Familie Wahl (30), Annika Rukat (32 l.)

Archiv des Berliner Missionswerks

¹ creative commons

Bankverbindung

Ev. Darlehnsgenossenschaft

BLZ 210 602 37

Konto-Nr. 71 617



Liebe Leserinnen und Leser,

„Wir finden Gott nicht durch gute Navigationssysteme, sondern nur in der Liebe“ – mit diesem Zitat aus einer Kirche in London schloss Superintendent Wolfgang Barthen seine Predigt zum Auftakt des Missionsfestes am 11. Oktober 2009. In der Nathanaelkirche in Berlin-Schöneberg hatten sich zahlreiche junge und alte Freunde der Mission vom Kirchenkreis Schöneberg sowie Freunde und Förderer des Berliner Missionswerkes versammelt.

In dieser Ausgabe unserer Zeitschrift „mission“ finden Sie Antworten und Beispiele aus unseren Partnerkirchen, was Mission heute konkret bedeutet. Das reicht von der Arbeit in einem Missionsgebiet wie der Kalahari in Botswana über die persönliche Geschichte eines Pfarrers aus Tansania bis zu Hoffungsgeschichten aus Themba Labantu in einem südafrikanischen Township. Dabei wird deutlich, wie die Hoffnung auf Leben, Arbeit, Gesundheit und die Gemeinschaft im Glauben das Leben der Menschen verändern. Die Berichte aus Kuba und Palästina zeigen, unter welch schwierigen äußeren Bedingungen die Kirchen dort – zumal in einer Minderheitssituation – Zeichen der Liebe Gottes zu den Menschen setzen.

Mission um Gottes willen – der Welt zuliebe, so umschreibt die Missionskampagne des Ev. Missionswerkes in Deutschland (EMW), des Dachverbandes der Missionswerke, ihre Ansätze für ein neues Verständnis von Mission in ganzheitlichem Sinne. Auch das Berliner Missionswerk beteiligt sich daran. Darum finden Sie das Logo der Kampagne in diesem Heft.

Unter das Thema „Gemeinschaft der Kirchen – Hoffnung teilen“ wollen wir die inhaltliche Arbeit des Berliner Missionswerkes in den kommenden Monaten stellen. Einen Höhepunkt bildet dabei unser Epiphaniagottesdienst am 6. Januar 2010 um 18:00 Uhr in der St. Marienkirche am Berliner Alexanderplatz. Zu diesem Gottesdienst und dem anschließenden Empfang zum Neuen Jahr laden wir Sie sehr herzlich ein.

Mit guten Wünschen für eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit grüßt Sie herzlich
Ihr

Pfarrer Hans-Justus Strümpfel,
stellvertretender Missionsratsvorsitzender,
Landespfarrer für Mission der Ev. Landeskirche Anhalts

Innehalten und die Perspektive wechseln

Die Heilung des blinden Bartimäus bei Jericho (Lk 10, 46 – 52)

Von Wolfgang Barthen



Im Lukasevangelium steht die Geschichte vom blinden Bartimäus, der sehend wird und Jesus folgt. Ist das schon alles? Nein! Dass er der Sohn des Timäus ist, das erfahren wir auch, eines Vaters, der sich einen gesunden Sohn gewünscht hätte – einen, der sein Leben meistert und nicht herum sitzen muss und betteln. Ein Bedürftiger, der schreit. Merkst du nicht, dass du störst? Viele sagen das. Gib Ruhe! Verhalte dich unauffällig! Nimm dich nicht so wichtig! Störe die Kreise nicht dessen, der vorübergeht! Da ist ein Meister und seine Jünger und eine große Menge – wer bist du schon?

Jesus bleibt aber stehen und erbarmt sich. Und ein erstes Wunder geschieht: Die Menge schwenkt um. Auch sie wendet sich dem Einen zu, den sie zuvor noch übersehen wollte. Die ersten tröstenden, beruhigenden Worte kommen von den Menschen aus der Menge: „Sei getrost!“, rufen sie dem Blinden zu. „Er ruft dich.“ Ehre diesen Jüngern. Wo gibt es noch solche, die so schnell an ihrem Meister lernen, mit ihm innezuhalten und die Perspektive wechseln.

Und der Blinde springt auf und kommt. Wie viel Glück und Erwartung liegt in dieser Szene. Nur, weil einer innehält – nur, weil einer den Hörer abnimmt. Nur, weil einer den Ruf beantwortet. Mich, allein mich in den Blick nimmt. Gott im Himmel, dass es das noch gibt! Und nun geht alles ganz schnell und wunderbar. Wunschkonzert. Wie im Himmel. Frage: Was brauchst du? Antwort: Ich möchte sehen! Resultat: Geh los! Du siehst ja schon. Du glaubst genug. Alles wird sich deinen Augen öffnen. Und er ging hin und wurde sehend und wurde ein Nachfolger – Happy End.

Aber was geschah da genau? Wir wüssten es nur zu gerne. Ich auch. Ach, wäre ich doch der Freund des Bartimäus oder vielleicht gar sein Vater. Aber reicht es nicht, was wir erzählt bekommen? Reicht es nicht, damit uns die Augen aufgehen? Wollen wir mehr wissen als nötig, selber Inhaber des göttlichen Geheimnisses werden? Lasst uns bei dem bleiben, was wir sehen: Einer schreit um Erbarmen in einer erbarmungslosen Welt.

Der Meditation liegt die Predigt zum Missionsfest am 11.10.2009 zu Grunde. Wolfgang Barthen ist Superintendent des Kirchenkreises Berlin-Schöneberg.

Und sie kamen nach Jericho. Und als er aus Jericho wegging, er und seine Jünger und eine große Menge, da saß ein blinder Bettler am Wege, Bartimäus, der Sohn des Timäus. Und als er hörte, dass es Jesus von Nazareth war, fing er an, zu schreien und zu sagen: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und viele fuhren ihn an, er solle stillschweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und Jesus blieb stehen und sprach: Ruft ihn her! Und sie riefen den Blinden und sprachen zu ihm: Sei getrost, steh auf! Er ruft dich! Da warf er seinen Mantel von sich, sprang auf und kam zu Jesus. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was willst du, dass ich für dich tun soll? Der Blinde sprach zu ihm: Rabboni, dass ich sehend werde. Jesus aber sprach zu ihm: Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und sogleich wurde er sehend und folgte ihm nach auf dem Wege. (Lk 10, 46 – 52)

Und er wird gehört. Einer hat nicht aufgegeben zu hoffen, dass es für ihn mehr gibt als nur das Almosen in die Büchse des Bettlers. Er will alles. Er will Heilung. Und sein Glaube ist nicht mehr als der herausgeschriene Wunsch, die nicht aufgegebene Hoffnung: „Mach mich sehend!“

Da blieb Er stehen und machte ihn gesund. Eine Geschichte zwischen Jesus und mir – oder dir, und die ganze Welt schaut zu und die blinde Menge und der ausgestoßene Blinde werden sehend und miteinander versöhnt. Einer mehr auf dem Wege. Denn Bartimäus folgte ihm nach.

Und jetzt könnten wir unsere Geschichte erzählen, wie wir auf Jesus getroffen sind, wie uns die Augen für ihn aufgetan wurden, wie seine Missionare uns nicht verstanden haben, den Zugang zu Jesus versperrt und wundersamerweise dann doch die waren, die uns zu Jesus geführt haben. Ich denke an meine Kindergottesdienstzeit, meinen Konfirmandenunterricht, meine Eltern, an all die Christenmenschen auf meinem Wege, die nicht immer nur eine Hilfe waren, aber am Ende hat Jesus von Nazareth sich durchgesetzt. Ist das nicht ein Wunder? Könnt ihr aus Berlin nicht auch solche Geschichten erzählen? Und ihr aus Afrika erst! Was für eine widersprüchliche Missions- und Kolonialgeschichte, deren Kinder wir sind. Und, reden wir uns nicht mit der Vergangenheit heraus, wie schwer ist es, füreinander Partner zu sein und nicht Bettler oder Glaubenseigentümer. Wir müssen uns überwinden, das Leben mit den Augen des anderen zu sehen. Nur so kommen wir zueinander. Nur so sind wir wirklich Jesu Jünger – gefundenes, eingesammeltes, auf den Weg geschicktes Schäflein.

Lasst mich, liebe Missionsgeschwister aus aller Welt, mit einer persönlichen Vision enden, mit einem Augenblick, in dem mir bleibend etwas gesagt und damit die Augen geöffnet wurden: In der ehrwürdigen Kapelle der anglikanischen Stiftung St. Katharine's in London ist im Fußboden eine Windrose eingelassen. Man sieht sie nur, wenn man Augen dafür hat und im Kreise sitzt als Gemeinschaft derer, denen die Augen geöffnet werden. Da ist die Welt zu sehen mit ihren vier Himmelsrichtungen, die schönen Möglichkeiten der Lebensreise, die Entdeckerfreude und das Geschenk des Lebens überhaupt. Dann fällt der Blick auf den Satz, der die Windrose umrahmt, ein Satz von Augustinus:

„We do not come to God by navigation, but by love.“ (Wir finden Gott nicht durch gute Navigationssysteme, sondern nur in der Liebe.) So ist es. Mehr wollte Jesus nicht sagen. Dazu ist er gekommen. Und bleibt bei uns stehen und sagt: Komm mit. Unterwegs werden dir die Augen übergehen. ■



Mission – Hoffnung miteinander teilen

Perspektiven des Berliner Missionswerks

Von Ekkehard Zipser

Als Christen vertrauen wir darauf, dass das Evangelium von Jesus Christus uns Hoffnung bringt. Es verleiht uns die Zuversicht, in Gott geborgen und von ihm getragen zu sein. Das Beispiel Jesu Christi gibt uns eine Orientierung. Die geistliche Verbundenheit in der Gemeinde vor Ort und in der weltweiten Ökumene hilft uns, dass wir uns als Teil des größeren Ganzen in Gott verstehen. Unser Glaube ist ein Geschenk Gottes. Es ist seine Initiative, nicht unser Verdienst.

Der Glaube ist eine sehr persönliche Angelegenheit. Aber er ist auch ein so großes Geschenk, dass wir es nicht für uns allein behalten sollen. Auch andere Menschen brauchen Hoffnung. Deshalb gehört die Weitergabe des Evangeliums zum Wesen unseres Glaubens. Dem Gespräch darüber verschließen wir uns nicht. Wo es angemessen ist, suchen wir es. Wir wollen niemanden mit unserem Glauben bedrängen und respektieren andere Glaubensüberzeugungen. Aber wir wollen auch niemandem die Hoffnung bringende Botschaft vorenthalten. Das Miteinander mit Menschen anderen Glaubens und anderer Weltanschauung verstehen wir dialogisch.

Als Berliner Missionswerk tragen wir den Begriff „Mission“ bereits in unserem Namen. Viele Menschen fragen uns, wie das

eigentlich heute gemeint ist. Sie sehen das kritisch und merken an, dass Mission heute nicht mehr zeitgemäß sei.

Seit den Tagen der ersten Christenheit halten die Christen über die Grenzen des eigenen Ortes und des eigenen Landes hinweg untereinander Kontakt: Damals waren es Jerusalem, Kleinasien, Griechenland, Rom/Italien, Nordafrika. Das hat sich über alle Jahrhunderte immer weiter entwickelt. Unsere Trägerkirchen und ihre Gemeinden, Einrichtungen und Werke haben gewachsene partnerschaftliche Beziehungen in viele Länder und Regionen: Südliches Afrika, Sambia, Tansania, Horn von Afrika, Israel/Palästina, Ostasien, Indien, Nepal, Russland/Wolgaregion, Baltikum, Polen, Slowakei, Tschechien, Großbritannien, Niederlande, Frankreich, Schweden, Finnland, USA, Brasilien.

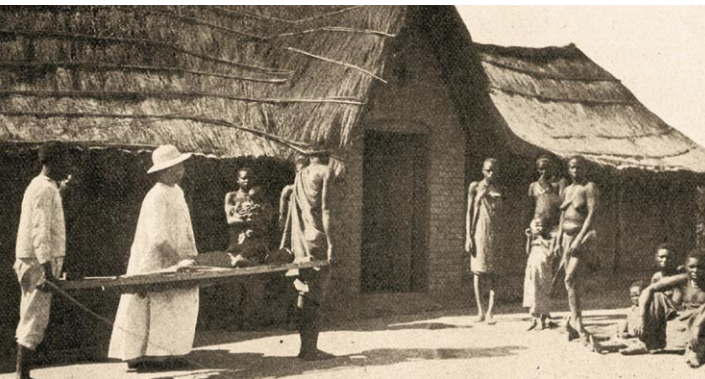


Eine Hoffnung unserer Partner in Äthiopien: Eine friedliche Gesellschaft, in der die Menschenrechte geachtet werden.

Über die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) haben wir Teil an der Gemeinschaft der Kirchen z. B. in der Arbeitsgemeinschaft der Christlichen Kirchen in Deutschland (ACK), der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) oder im Weltrat der Kirchen (ÖRK). Mit anderen, zumeist landeskirchlichen, Missionswerken, mit der EKD und Freikirchen sind wir Träger des Evangelischen Missionswerkes in Deutschland (EMW).

Auch aus unserer Region ist im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts „klassische“ missionarische Wirksamkeit ausgegangen. In einer mitunter bewundernswert entsagungsvollen Weise zogen missionarisch ausgebildete, glaubensengagierte junge Leute, meist Handwerker, in entlegene Regionen Afrikas, Palästinas, Indiens oder Chinas. Durch ihren Dienst haben Menschen dort das Evangelium gehört und angenommen. Viele wurden von schädlichen Bindungen, von Aberglauben und bösen Geistern befreit. Die Missionare brachten Bildung, halfen bei der landwirtschaftlichen und handwerklichen Entwicklung und bauten Gesundheitsdienste auf. Christliche Gemeinden sind entstanden und gewachsen. In der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts sind aus diesen ehemaligen Missionsgemeinden selbständige Kirchen geworden, z. B. die Ev.-luth.

Krankenhaus in Kidugala, Tansania (um 1900)



Kirchen im Südlichen Afrika, in Tansania, in Jerusalem und dem Heiligen Land oder der Chinesische Christenrat.

Für die Missionare war es selbstverständlich, dass sie die Verkündigung des Evangeliums mit praktischer Hilfe in den Bereichen Gesundheit und Bildung verbanden. Denn



sie wollten, dass die Erwartungen der Menschen an den neuen Glauben nicht enttäuscht wurden. Dies hat eine wichtige Basis für Entwicklung und Unabhängigkeit in den Missionsgebieten geschaffen und in vielen Ländern bis heute wirksame Impulse für das Gesundheits- und das Bildungswesen, für Landwirtschaft und Handwerk sowie auch die Entwicklung der Zivilgesellschaft gegeben.

Heute sehen wir sehr bewusst auch die Schattenseiten missionarischer Tätigkeit. Viele Missionare haben sich der kolonialen Grundstimmung in Westeuropa in ihrer Zeit nicht entzogen, haben mangelhaften Respekt gegenüber der angestammten Kultur der Völker Afrikas und Asiens gezeigt und mitgeholfen, koloniale Strukturen zu verfestigen. Wir sehen uns verpflichtet, die Verflechtungen von Kolonisation und Mission zu benennen, zu dokumentieren und zu erforschen sowie mit den betreffenden Partnerkirchen das Gespräch darüber zu führen und gegebenenfalls einen Ausgleich herbeizuführen.

Wir beraten uns mit unseren Partnerkirchen darüber, wie wir in der jeweils konkreten Situation unser Christsein gemeinsam verbindlich gestalten. Dazu gehören personeller Austausch oder materielle Förderung im Sinne eines Teilens der Ressourcen. Gerechtigkeit, Frieden, die Bewahrung der Schöpfung, Geschlechtergerechtigkeit, die Bekämpfung der Aids-Pandemie sind im jeweiligen Kontext aufgenommene Themen, ebenso das christliche Zeugnis in den vielfältigen gesellschaftlichen und politischen Veränderungen.

Aber auch von genau der anderen Seite her werden wir gefragt. Wie kann die missionarische Kirche weltweit uns eine Orientierung geben. Die Zahl der Kirchenmitglieder sinkt in Deutschland. Das geschieht nicht nur wegen der demografischen Entwicklung. Immer weniger Menschen wissen, was es mit dem christlichen Glauben auf sich hat. So geben sie an ihre Kinder und Enkel auch den Glauben nicht weiter. Doch damit sind wir



Das Berliner Missionswerk gehört zu den Trägern der Kampagne „mission.de“, die das Thema Weltmission wieder in den Blick evangelischer Christinnen und Christen rücken möchte. Mehr Informationen, Publikationen und Texte unter www.mission.de.

Ekkehard Zipser ist Direktor des Berliner Missionswerks.

weltweit gesehen eine Minderheit. In Afrika und Asien wächst die Zahl der Christen rasant, nur nicht in Europa und auch nicht in Nordamerika.

Darum wollen Menschen von uns wissen, ob die Erfahrungen aus der weltweiten Mission nicht auch für uns Anregungen vermitteln können. Was können wir von den Kirchen anderswo lernen? Sicher lassen sich Erfahrungen anderswo nicht einfach übertragen. Aber zwei Elemente möchte ich nennen: Mut haben selbst zu glauben und Mut haben, dies zu zeigen. Mut zu glauben ist nicht einfach machbar. Da gibt es keine Rezepte. Glauben ist immer ein Geschenk. Aber sind wir innerlich frei, uns Hoffnung von Gott schenken zu lassen? Sind wir offen, von Gottes Evangelium für uns etwas zu erwarten? Diese Offenheit und Freiheit haben heute weltweit viele Menschen. Das war auch das Erfolgsgeheimnis der Missionstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert.

Das Berliner Missionswerk hat sich in den letzten beiden Jahren intensiv damit beschäftigt, wie wir heute beschreiben können, was Weltmission heute für uns konkret bedeutet. Wir haben es in vier Punkten zusammengefasst:

- Gemeinschaft der Kirchen – miteinander missionarisch handeln,
- Einsatz für Menschenrechte und Entwicklung – Armut und Konflikte überwinden helfen,
- Kirchliche Partnerschaften weltweit – voneinander lernen, miteinander teilen,
- Ökumenisch lernen – über den eigenen Horizont hinaus schauen.

Links: Eine Hoffnung unserer Partner in Kuba: Eine gute Ernte nach den Verwüstungen durch die letztjährigen Hurrikans.

Rechts: Eine Hoffnung unserer Partner für Deutschland: Eine lebendige Kirche.

Wir verstehen uns als Teil der Christenheit in der Einen Welt und wollen unser Christsein im Vertrauen auf das Evangelium verantwortungsvoll gestalten. Die Hoffnung, die uns trägt, wollen wir miteinander teilen. Das ist unsere Mission in der Welt Gottes. ■





Auf dem Weg zu einer eigenen Verfassung

Religion und Identitätssuche in Palästina aus christlicher Perspektive

Von Rafiq Khoury

Die Grabeskirche in Jerusalem ist die Kathedrale des katholischen Lateinischen Patriarchats. Sie wird aber auch von anderen Konfessionen genutzt: der Griechisch-Orthodoxen, der Armenischen Apostolischen und der Syrisch-Orthodoxen Kirche, der Kirche von Antiochien, den Kopten und der Äthiopisch-Orthodoxen Tewahedo-Kirche. Die Grabeskirche ist Symbol für einen engstirnigen Konfessionalismus: Regelmäßig entbrennen unter den Kirchen heftige zum Teil handgreifliche Streitereien über die Nutzung. Deshalb verwarht die moslemische Familie Joudeh seit mehreren Jahrhunderten die Schlüssel der Kirche und die ebenfalls moslemische Familie Nusseibeh schließt die Haupttür morgens auf und abends wieder zu. Die komplizierten Besitzverhältnisse erschweren bauliche Maßnahmen sehr, da jede Veränderung eine Verletzung des Status verursachen könnte.

Im September 2007 lud das Internationale Zentrum in Bethlehem zu einer internationalen Konferenz zum Thema „Gottes Herrschaft und Menschenmacht – Glaubensgemeinschaften, politische Institutionen und die Zivilgesellschaft in Palästina“ ein. Das Grundsatzreferat von Rafiq Khoury, das wir hier gekürzt wiedergeben, beleuchtet die geschichtlichen und theologischen Grundlagen für ein christliches Engagement in der palästinensischen Zivilgesellschaft.

Für den zukünftigen Staat Palästina ist die Verfassungsfrage von herausragender Bedeutung. Mit der Verfassung wird sich auch entscheiden, welche Rolle die Christen in Palästina spielen werden, die heute nur noch eine Minderheit von 1,5 Prozent innerhalb der palästinensischen Bevölkerung sind. Wird es nur das individuelle Recht auf Religionsausübung geben oder auch das institutionelle Recht – wie viele Kirchenführer des Nahen Ostens fordern – um Schulen, Krankenhäuser und Sozialeinrichtungen zu unterhalten? Auf diesem Hintergrund leisten die Christen wichtige Beiträge zur langsam erstarkenden Zivilgesellschaft, die für die Rechte von Frauen, Kindern und religiösen Minderheiten eintritt.

Die Zeit, stabilere politische und wirtschaftliche Verhältnisse zu schaffen, drängt. Einige Fakten aus Bethlehem, dem Tagungsort: Infolge der katastrophalen wirtschaftlichen Situation sind von den 32.000 Einwohnern Bethlehems in diesem Jahr 1.000 Menschen aus-

gewandert – darunter viele Christen. Heute beträgt der Anteil der Christen an der Bethlehemer Bevölkerung nur noch 40 Prozent. 1967, vor dem Sechstagekrieg, verfügte Bethlehem über eine Fläche von 576 qkm. Seit dem Bau der Trennmauer sind es nur noch 80 qkm – etwa 1/7 der ursprünglichen Fläche. Die Zahl der Touristen ist von einer Million auf 300.000 pro Jahr zurück gegangen. Mehr als 100 Läden und Restaurants sind zurzeit geschlossen. Die Arbeitslosenrate beträgt 50 – 60 Prozent. Das monatliche Pro-Kopf-Einkommen von 26,50 Euro reicht bei weitem nicht aus, um eine vierköpfige Familie zu ernähren. Vor dem Mauerbau war es sechsmal so hoch. Für viele ist Bethlehem nicht mehr das „Haus des Brotes“. Sie sehen hier keine Zukunftschancen und den einzigen Weg aus der Misere in der Auswanderung.

Weltliche und göttliche Herrschaft

In der Geschichte wurden die irdische und die göttliche Herrschaft immer als einander widersprechend und ausschließend beschrieben. Die ausschließliche Orientierung auf die Gottesherrschaft zog automatisch die Ablehnung jeder anderen Herrschaftsform nach sich und umgekehrt. Dabei hatte die geschichtliche Situation einen entscheidenden Einfluss. In den ersten drei Jahrhunderten der Kirche haben Verfolgung und Ausgrenzung der Christen die Theologie geprägt. Eine ganz andere Grundlage entwickelte sich nach der konstantinischen Wende, als die Kirche mächtig wurde – sowohl im östlichen Byzantinischen Reich als auch im westlichen Römischen Reich. Wie hat sich nun die Rolle der Kirchen im Nahen Osten auf dem Hintergrund dieses geschichtlichen Wandels vollzogen?

Eine ost-christliche Perspektive

Wir konzentrieren unsere Aufmerksamkeit auf eine schlichte Quelle, die nach meinem Verständnis bedeutungsvoll ist. Es handelt sich um den allgemeinen Pastoralbrief der katholischen Patriarchate des Mittleren Ostens. Der Rat der Patriarchate hat seit 1990 neun Allgemeine Hirtenbriefe veröffentlicht, die sechs ersten sind die wichtigsten. Was sie über die Beziehung zwischen göttlicher und weltlicher Herrschaft sagen und welchen Einfluss sie auf den Alltag dieser Kirchen haben, möchte ich beleuchten. Folgende Faktoren haben in der Entstehungsgeschichte der Texte eine wichtige Rolle gespielt.

1. Die Enthaltung von politischer Machtausübung

Während ihrer langen Geschichte haben die Ostkirchen niemals politische Einfluss-Sphären oder Reiche gegründet. Sie waren immer Teil eines Machtbereichs, der nicht ihr eigener war. Dies begann im Byzantinischen Reich, das von den lokalen Christen als Fremdherrschaft akzeptiert wurde und setzte sich fort in der muslimischen Zeit, als sie als geschützte religiöse Minderheit

Teilnehmer der Konferenz diskutieren im Dar Annadwa Konferenzzentrum in Betlehem die Beziehung von Kirche und Staat in Europa, Amerika und im Nahen Osten.





Oben: Kuppel der Grabeskirche

lebten und schließlich in der heutigen Zeit in den verschiedenen arabischen Ländern. Zu jeder Zeit wurden die Christen durch die jeweils herrschende politische Macht instrumentalisiert. Wo dies geschah, wirkte es sich als Desaster aus – so in den 1920er Jahren im Irak, im Libanon während des schrecklichen Bürgerkrieges zwischen 1975 und 1989.

2. Die Minoritätssituation

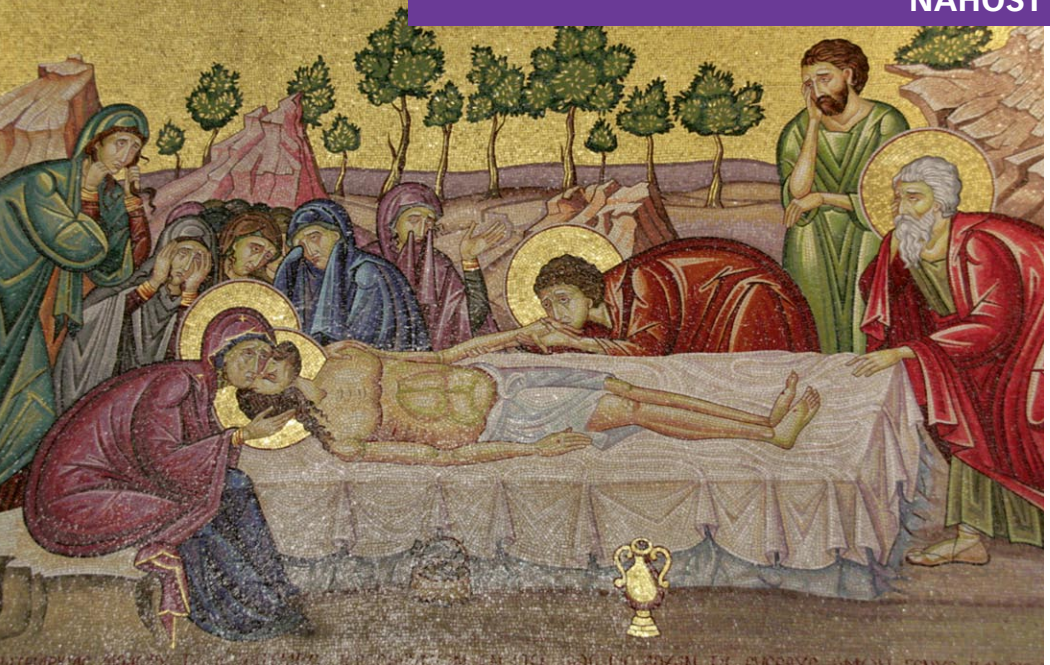
Zwischen dem 3. und 6. Jahrhundert bildeten die Christen im Byzantinischen Reich im Nahen Osten die Mehrheit. In den folgenden Jahrhunderten lebten sie unter islamischer Herrschaft in den verschiedenen arabischen Ländern (Libanon, Ägypten, Palästina, Jordanien, Syrien und Irak) und gehörten zur Minderheit. Dieser Minoritätsstatus beeinflusst ungemein die soziale und psychologische Verfassung der östlichen Christen bis zum heutigen Tag. Die Hirtenbriefe beschreiben sehr oft diese Minderheitssituation von ihrer negativen Seite her – als „Versuchung, uns selbst aus Mangel an Selbstbewusstsein und fehlendem Vertrauen in die Gesellschaft in eine Verfolgungssituation, gesellschaftliche Randstellung und Auflösung hineinzusteigern.“

3. Der Konfessionalismus

Während der osmanischen Herrschaft räumten die Türken den religiösen Gemeinschaften eine weitgehende Selbstverwaltung ein, um ihren Einfluss auf die verschiedenen religiösen, ethnischen und kulturellen Gruppen in ihrem Reich zu sichern. Das eröffnete den Weg zum Konfessionalismus, der bis heute immer noch stark die Mentalität und die soziale Klassifizierung der christlichen Bevölkerung bestimmt. Als die europäischen Mächte im 19. Jahrhundert auf den Plan traten, verstärkten sie diese Verhältnisse. Der vierte Hirtenbrief (Das Geheimnis der Kirche) beschreibt umfangreich und eingehend die desaströsen Auswirkungen des Konfessionalismus – die Abkapselung, die Selbstverteidigung, die Suche nach „Rechten und Vorrechten“, die Ignoranz gegenüber anderen, die Tendenz, den anderen nicht als Bruder sondern als Feind anzusehen und das Streben nach Reichtum, Macht und Ansehen.

Das Prinzip der Menschwerdung

Es liegt auf der Hand, dass solch ein psychologischer und soziologischer Kontext keine leichte Voraussetzung für eine ernsthafte Betrachtung von „Gottesherrschaft und Menschenmacht“ bietet. Das führt an einen toten Punkt. Ist es möglich, eine Bresche in diese scheinbar undurchdringliche Mauer zu schlagen? Das versuchen die Hirtenbriefe. Dieser Durchbruch entspringt der Meditation über das Geheimnis der Menschwerdung. Die Hirtenbriefe beziehen sich wiederholt auf dieses Geheimnis, indem sie es als „Basis und Vorbild für eine christliche Gemein-



Mosaik in der Grabeskirche,
Jerusalem.

schaft auf ihrer weltlichen Pilgerschaft“ bezeichnen. „In diesem Geheimnis begegnen Gott und Mensch einander, trifft die Ewigkeit Gottes auf die Endlichkeit des Menschen. Auf diese Weise heiligt Gott die Zeit und verwandelt sie in einen Moment unserer Berufung, unserer Mission und unseres Zeugnisses ... Wir leben in der Geschichte, ohne die Ewigkeit zu vergessen. In der Menschwerdung werden Zeit und Ewigkeit zu zwei Gesichtern des göttlichen Heilsplans, dessen Ziel es ist, dass der Mensch das strahlende Abbild Gottes in sich selbst entdeckt.“

Die Beiträge des Symposiums „Gottes Herrschaft und Menschenmacht – Glaubensgemeinschaften politische Institutionen und die Zivilgesellschaft in Palästina“ wurden 2009 in einem gleichnamigen Sammelband im Aphorisma-Verlag, Berlin veröffentlicht.

Dr. Rafiq Khoury ist Mitarbeiter des Lateinischen Patriarchats in Ostjerusalem.

Einleitung und Übersetzung/ Bearbeitung: Dr. Almut Nothnagle

Die Menschwerdung Christi führt uns auf direktem Wege zur Menschwerdung der Kirche: „Die Inkarnation der Kirche ist ein Aspekt der Menschwerdung Christi. Die Kirche ist eine göttliche und eine menschliche Realität, die in Zeit und Raum lebt, mit allen Bezügen zur Geschichte, Geografie und sozialen wie kulturellen Bedingungen. Die Kirche gründet in dieser fühlbaren Realität, der sie ihren sichtbaren und besonderen Charakter verdankt. Es hat offenbare Erschütterungen gegeben, die ihre Form und Gestalt beeinflusst haben.“ Auf diese Weise wird der Antagonismus zwischen der himmlischen und der weltlichen Herrschaft aufgelöst. Auch wenn zwischen beiden eine Spannung bleibt, dann ist es jedoch keine todbringende Spannung mehr, sondern eine durch das Osterereignis geprägte Beziehung, die beständig neue Lebensformen hervorbringt. Ausgehend von dieser Grundüberzeugung bezieht sich der Hirtenbrief auf Einzelheiten der christlichen Präsenz in den mittelöstlichen Gesellschaften, in denen unsere Kirchen ihren Glauben bezeugen. ■

Der Beitrag der Kirchen zur Entwicklung Kubas

Vorsichtige Annäherungen im schwierigen Verhältnis von Kirche und Staat

Von Francisco Marrero



Havanna

Kuba ist sowohl in historischer als auch in kultureller Hinsicht ein Teil Lateinamerikas. Es war in dieser Region die letzte spanische Kolonie. Erst am 20. Mai 1902 errang Kuba seine Unabhängigkeit. Als eine junge Republik, nur 150 km von den Vereinigten Staaten entfernt, war der Einfluss der Vereinigten Staaten auf Kuba kulturell und politisch stark. Durch diesen nordamerikanischen Einfluss entstanden auf Kuba viele protestantische Missionen. Diese brachen die Hegemonie der römisch katholischen Kirche, welche bereits mit den spanischen Eroberern ins Land gekommen war.

Kuba ist ein Archipel, bestehend aus 3500 Inseln. Die größte Insel gab dem Land den Namen. Der Größe nach, belegt Kuba den 14. Platz der Inseln dieser Welt. Kuba hat 11.500.000 Einwohner. Der Spanier Diego Velazquez hat die Hauptstadt Havanna im Jahr 1514 gegründet. Zurzeit hat Havanna 2.300.000 Einwohner. Kuba ist ein linguistisch homogenes Land, d.h. alle Einwohner sprechen spanisch.

1902 entstand eine instabile Demokratie, die sehr eng mit den US-amerikanischen Interessen verknüpft war. In den 50er Jahren wurde die Situation immer kritischer, bis die bewaffnete Revolution eine tiefgreifende Veränderung erreichte. Diese führte dann zur Annäherung an die frühere Sowjetunion. Die neue revolutionäre Regierung, angeführt von Fidel Castro, beschloss eine Reihe von Gesetzen, die der Mehrheit der Bevölkerung das Leben erleichterte. Das Gesundheitswesen wurde verstaatlicht, kostenlose Schulbildung auf allen Ebenen garantiert, die sportliche Betätigung der Bevölkerung intensiv gefördert und fast die gesamte Privatwirtschaft verstaatlicht. Damit wurde die bis dahin freie Marktwirtschaft in eine zentrale Planwirtschaft umgestellt. Der Staat wandelte sich somit in einen absoluten Garant der Sicherheit und des Wohlergehens für die Bevölkerung.

Die staatstragende Ideologie hinter diesem sozial-politischen System ist der Marxismus-Leninismus, wie er in der Sowjetunion und osteuropäischen Staaten praktiziert wurde, mit denen Kuba wirtschaftlich zusammen arbeitete. Die Einführung der atheistischen Weltanschauung beeinträchtigte das Verhältnis zwischen Kirchen und Staat sehr. Die christliche Erziehung in den Schulen wurde komplett eingestellt. Die bis zur Revolution von den Kirchen geleiteten allgemeinbildenden Schulen wurden an den Staat übergeben. Das führte zu einer sozialen Marginalisierung der Kirchen. Viele Jahre lang blieben die Kirchen fast leer, obwohl keine Kirche in Folge dieser Politik geschlossen wurde. Viele Pfarrer, Pfarrerinnen und Laien verließen das Land, viele Christen wandten sich von ihrer Kirche ab und der Revolution zu. Andere zogen sich aus der Gesellschaft zurück und hörten auf, öffentlich ihren Glauben zu praktizieren. Sie fürchteten mit ihrem kirchlichen Engagement Schwierigkeiten im alltäglichen Leben.



Die Kirchen in Kuba wachsen und vielerorts werden mit viel Organisationstalent Kirchengebäude gebaut oder saniert. Oben: Älteste in Jagüey auf ihrer Kirchenbaustelle. Unten: Kirche in Meneses

Der Fall der Berliner Mauer ergab ein „vorher“ und ein „nachher“ in Bezug auf das politische und soziale Leben in Kuba. Die übergroße Abhängigkeit Kubas von der Sowjetunion und dem sozialistischen System erschütterte die wirtschaftliche und soziale Basis des Landes. In den 90ern sah sich Kuba gezwungen seine Wirtschaftspolitik neu zu orientieren, kleine Türen zu öffnen um die schwache Wirtschaft zu reanimieren. In dieser Zeit nutzten die Kirchen die Chancen, bis dahin nicht mögliche soziale Aufgaben in der Gesellschaft zu übernehmen. Seit dieser Zeit wachsen die Kirchen, zahlenmäßig und an Mitgliedern und sind in der Gesellschaft wieder sichtbar.

Während der schlimmen wirtschaftlichen Krise der letzten Jahre hat es die kubanische Regierung bewusst vermieden Konzessionen zu machen, die das politische System und die kommunistische Partei schwächen könnten. Nach außen wurde aber ein Prozess des laufenden Übergangs verkündet. Dieser sogenannte „Übergang“ wurde von der kubanischen Regierung nie ernsthaft betrieben. Wenn auch die Regierung in einigen ökonomischen Bereichen die staatliche Kontrolle wieder etwas zurück genommen hat, so tat sie dies vor allem, um die Vorherrschaft der Planwirtschaft zu stabilisieren. Nach den internationalen politischen Veränderungen haben neue Verbindungen und Zusammenschlüsse (z. B. mit Venezuela) das Überleben des politischen Projekts in Kuba gesichert.



Es lässt sich nicht verhehlen, dass diese Krise und Neujustierung durch den Staat auch die Menschen und ihr Sozialverhalten verändert. Wir beklagen das Schwinden moralischer und ethischer Werte als Folge der wirtschaftlichen Ausgrenzung



Die Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigen ist in Kuba eine Herausforderung.

Francisco Marrero ist Generalsekretär der Presbyterianisch-Reformierten Kirche Kubas (IPRC). Übersetzung und Bearbeitung: Cornelia Schattat, Ester Zaha und Juliane Rumpel

großer Teile der Bevölkerung, die durch die Kürzungen von Sozialleistungen ausgelöst wurde. Die Kirchen sehen hier eine große Aufgabe und spielen in diesem Bereich eine wichtige, wenn auch weiterhin eingeschränkte Rolle. Der sozialistische Staat erkennt an, dass die im Christentum vertretenen Werte der Gerechtigkeit, Moral und Toleranz einen wertvollen Beitrag bei der Entwicklung neuer Utopien leisten können.

Die Kirchen als unabhängiger Raum zur Beteiligung – vielleicht der einzige –, ermöglichen in gewisser Weise die nötige Balance, um die konjunkturelle und strukturelle Krise in Kuba bewältigen zu helfen. Wir müssen dabei berücksichtigen, dass der Einfluss des Christentums in der kubanischen Gesellschaft nicht so stark ist wie in anderen „christlichen“ Ländern. Im säkularisierten kubanischen Kontext müssen die Position der Kirchen und ihre Möglichkeiten etwas bescheidener gesehen werden

Die Kirchen sehen sich herausgefordert, die individuelle Würde und die Würde der Gemeinschaft durch Bildungsangebote und Seminare zu stärken. Ziele können sein: verschiedene Meinungen gelten lassen, kulturelle und soziale Unterschiede anerkennen, aktive Beteiligung an Veränderungsprozessen aus der Perspektive der Gleichwertigkeit der Geschlechter, volle Gleichberechtigung aller Rassen, alles unter Anerkennung der Gerechtigkeit und Freiheit.

Zugleich sind die Kirchen herausgefordert, täglich intensiver ihrer Verpflichtung zum Dienst an der Gesellschaft nachzukommen, neue Programme zur Verbesserung der Lebenssituation insbesondere der Schwächsten und Bedürftigsten zu beginnen. Projekte in vielen Gemeinden sind: Mittagstische und Waschsaloons für Bedürftige, zumeist alte Menschen und Kranke, die sich alleine nicht versorgen können, Gemüseärten, Nahrungsmittelkonservierungskurse und Nähkurse. Zusätzlich zur theologisch orientierten Gemeindegarbeit werden Treffen zur Stärkung der Motivation und der Selbständigkeit für Ältere angeboten und Treffen von Selbsthilfegruppen für Alkoholiker und HIV-Infizierte gefördert.

Dafür brauchen die kubanischen Kirchen in ihrer materiellen Armut die solidarische Unterstützung der Schwestern und Brüder im Glauben, die in nicht ganz so schwierigen Bedingungen leben. Sie brauchen den Erfahrungsaustausch um vergleichbare Situationen zu bewältigen, und sie brauchen das ständige Gebet, damit der Heilige Geist sie mit seiner Kraft stützt und trägt, damit sie durchhalten und ihren Teil zum Bau des Reiches Gottes beitragen. ■

Um Gottes willen – den Menschen in der Wüste zuliebe Pfarrerehepaar Titus in der Kalaharimission

Reinhard Kees hat Petrus und Riana Titus und
Christal Human interviewt.



Lieber Petrus Titus, liebe Riana, als euer Bischof euch vor anderthalb Jahren gefragt hat, ob ihr bereit wäret in die Kalahari zu ziehen, um dort in der Mission tätig zu werden, so erzähletet ihr mir, habt ihr sofort zugestimmt. Warum habt ihr euch so bereitwillig in die Wüste schicken lassen?

Petrus Titus: Ich war ja schon einmal in der Kalahari tätig. Das war 2006. Die Leute waren lange ohne Pastor gewesen, seitdem Anneliese Lüling, die Berliner Missionarin, vor 19 Jahren die Gegend verlassen hatte. Als ich damals kam, hatten sie sich so gefreut. Und entsprechend groß war die Enttäuschung, als ich nach sieben Monaten schon wieder gehen musste, weil niemand mein Gehalt aufbringen konnte. Die Leute brauchen mich dort im Missionsgebiet. Und da ihr Berliner jetzt das Gehalt bezahlt, ist es möglich, dass ich da weitermachen kann.

Riana Titus: Ich war damals auch mit dabei. Ich bin da geboren, ich bin da aufgewachsen, ich kenne die Leute und das Leben dort.

Reinhard Kees: Es gibt ja viele „Pastoren“ in der Botswana-Diözese der ELCSA, warum nennst du deine Kirche dich „Missionar“?

Petrus Titus: Ich denke, weil ich an das anknüpfe, was die damalige Missionarin Anneliese Lüling angefangen hat. Da leben vor allem Menschen, die noch nicht Christen sind. Wir haben als Diözese erkannt: Es ist unsere Aufgabe, die Menschen in unserem Land mit dem Wort Gottes zu erreichen – auch die in den dünn besiedelten Gebieten im Herzen der Kalahari. Und ich als Kind der Kalahari, ich passe da gut hin.

Kees: Die meisten, die da im Zentrum der Kalahari wohnen, sind, wie ihr erzählt habt, traditionell gläubig. Was heißt das?

Petrus Titus: Nachts gehen sie zu den traditionellen Heilern:

Petrus und Riana Titus mit Anneliese Lüling, die als Missionarin 30 Jahre in der Kalahari lebte



Pastor Titus hat in seinem Dienst in der Kalahari alle Hände voll zu tun. Im letzten Jahr hat er 100 Jugendliche konfirmiert und allein in der Gemeinde Lokwabe 12 Kinder getauft.



Superintendentin Christal Human

Das vollständige Interview können Sie auf www.berliner-missionswerk.de lesen.

Wenn da zum Beispiel ein Todesfall in der Familie ist, oder Krankheit, oder wenn ein Paar echte Schwierigkeiten in der Ehe hat, dann suchen sie dort nach Antworten. Verstehst du, die Leute akzeptieren nicht, dass es eben Enttäuschungen und Scheitern und Leiden im Leben geben kann. Sie suchen nach Gründen.

Riana Titus: Die Leute machen immer jemand anderen verantwortlich für ihr Unglück. Wenn deine Tochter stirbt, hat dich jemand verhext. Wenn du leiden musst, hat dich jemand verhext. Wenn du arm bist, dann hat dich jemand verhext. Auch wenn du durchs Examen fällst. Und mit diesen Antworten verdienen die traditionellen Zauberer eine Menge Geld. Und viele sind arm, weil sie so viel Geld zu denen bringen.

Petrus: Und wenn da hinein das Evangelium verkündet wird, dann entsteht ein Raum im Leben, Raum für Freiheit, Raum für negative Erfahrungen und Raum für positive Erfahrungen.

Riana: Und die Leute lassen die Zauberei und kommen und sagen: Das ist wirklich eine enorme Veränderung im Leben. Wir fühlen uns frei.

Kees: Petrus, was sind so die täglichen Aufgaben als Missionar in der Kalahari?

Petrus: Ich bin viel unterwegs. Eine Woche in der einen Gemeinde, eine Woche in der anderen. Die sind ja zum Teil mehr als zweihundert Kilometer von unserem Pfarrhaus entfernt – da kann man nicht mal eben so schnell hin und her fahren, wie ihr in Berlin – neun Gemeinden auf einem Gebiet von gut 400 km im Durchmesser. Wir haben in einigen Gemeinden Sonntagsschulen angefangen, an denen zurzeit mehr als 60 Kinder teilnehmen. Und die Konfirmationsgruppen sind stark gewachsen, ich habe im letzten Jahr insgesamt über 100 Jugendliche konfirmiert und allein in Lokwabe zwölf Kinder getauft, und Ältestenräte organisiert und so weiter.

Kees: Was ist deine Rolle dabei, Riana?

Riana: Ich rede mit den Leuten, so gut ich kann. Mein Mann macht das mehr von der geistlichen Seite, ich eher von der gesundheitlichen. Ich habe ja eine Ausbildung als Fürsorgerin. Ich kümmere mich da eher um die physischen Nöte der Leute. Wir haben zum Beispiel jede Menge Aids-Waisen in unserer Gegend. Die Regierung macht wirklich viel für die Leute, bei denen Aids ausgebrochen ist. Die bekommen antiretrovirale Medikamente – ganz ohne Bezahlung. Aber wenn sie dann gestorben sind, dann kümmert sich keiner um die Waisenkinder. Das ist doch widersinnig. Viele würden gerne helfen, haben aber selbst nicht genug für ihre Kinder. Da ist viel Arbeit. Oft koche ich für viele Kinder – aber immer kann ich das aus unserem Gehalt auch nicht. Ich würde

Wir danken allen herzlich, die das Projekt „Mission in der Kalahari“ unterstützen. In den letzten zwölf Monaten sind 12.170,76 EUR an Spenden eingegangen.

gern ein richtiges Beratungs- und Hilfsnetzwerk aufbauen, aber dazu fehlen die Mittel.

Kees: Nun eine Frage an dich, Christal Human, als Superintendentin des Kirchenkreises: Alle anderen Pastoren eures Kirchenkreises müssen ein bestimmtes Soll an Abgaben an den Kirchenkreis und die Diözese abführen, wovon sie dann ihr Gehalt bekommen. Das ist euer Target-System. Manchmal schaffen sie nur weniger als 100% und dann bekommen sie eben auch weniger Gehalt. Sind die Kollegen da nicht neidisch, dass Petrus Titus regelmäßig sein volles Gehalt bekommt, weil der Förderkreis Kalaharimission aus dem Wedding und wir vom BMW das finanzieren?

Human: Na ja, das ist wohl kein Neid, aber sie würden auch gern immer das volle Gehalt bekommen. Andererseits: Als ich nach Botswana kam, 2007, war die Stelle im Missionsgebiet vakant. Keiner von den Kollegen wollte da hin. Hätten sie ja machen können. Eigentlich sind sie ganz froh, dass Bruder Titus das macht. Und nach unserer Grundordnung unterliegt die Bezahlung der Pfarrer in den Missionsgebieten nicht dem Target-System. Wie sollen denn die kleinen, gerade erst im Entstehen begriffenen Gemeinden auch das Gehalt eines Pfarrers aufbringen? Und noch dazu in solch einer armen Gegend, wo die Leute oft selbst nicht genug zu Essen haben.

Kees: Lass mich mal abschließend fragen, was ist denn die schönste Seite deines Dienstes?

Petrus Titus: Das Schönste ist, wenn ich alte Leute gewinnen kann und wenn die dann dafür sorgen, dass auch ihre Kinder und Enkel zum Glauben kommen und sich taufen lassen. Da entsteht so was wie eine christliche Familien-Tradition. So wächst die Kirche.

Kees: Und was ist dein Traum?

Petrus Titus: Ich wünschte mir, wir hätten für das Missionsgebiet ein eigenes Konto, dann könnten die, die es können, monatlich

was einzahlen. Und wir könnten mehr sammeln. Und ich wünsche mir eine Kirche in Lokwabe. Den Grundstein haben wir schon gelegt, Aber wir brauchen weiterhin eure Hilfe, so wie für Takatakwana, wo wir mit Hilfe des Geldes von Wolfenbüttel gerade das Dach der Kirche gedeckt haben. Nochmals herzlichen Dank für alle eure Hilfe. ■

Dr. Reinhard Kees hat 2008 Pastor Titus in Botswana besucht.



Hoffnung für die ärmsten Bewohner Kapstadts

Das Projekt Themba Labantu schenkt durch Berufsausbildung Perspektiven

Von Otto Kohlstock



**Vor der Suppenküche von Themba
Labantu herrscht stets großer
Andrang.**

Bitte unterstützen Sie das Pro-
jekt „Themba Labantu“ in Süd-
afrika.

Spendenkonto: 7 16 17, EDG,
BLZ 210 602 37, Projekt-Nr. 6007.
Online-Spenden sind unter
www.berliner-missionwerk.de
möglich.

Yam-Yam konnten wir einst helfen, eine Lebenskrise zu überwinden: Die junge Frau fand Arbeit in unserer Perlenwerkstatt. Doch leider mussten wir Anfang dieses Jahres alle Perlenarbeiter/-innen entlassen, da wir keine Aufträge für sie hatten. Das war eine harte, aber nicht zu ändernde Entscheidung. Doch Yam-Yam gab nicht auf. Die Verzweiflung trieb sie immer wieder nach Themba Labantu. Leider musste ich sie jedes Mal vertrösten: Wir haben keine Bestellungen, vielleicht im nächsten Monat. Als sie Ende Mai wieder einmal so völlig verzweifelt und traurig vor mir stand, fragte ich sie: Hast Du Lust, in unserer Solarwerkstatt eine Ausbildung zu machen? Ihre Augen leuchteten auf: „Ja, sehr gerne.“, antwortete sie, ohne zu zögern. Als ich ihr dann mitteilte, dass sie sogar ein Lehrgeld von 800 Rand im Monat bekommen würde, konnte sie es nicht fassen. Endlich keine Sorgen mehr, wie sie das Nötigste für ihre beiden kleinen Kinder beschaffen kann. Nun ist Yam-Yam eine von unseren ersten fünf Lehrlingen im Fach Solartechnik.

Ein anderer Lehrling, der so unwahrscheinlich dankbar über diese neue Chance in seinem Leben ist, heißt Sabelo. Der 35jährige, der bei uns seit längerer Zeit ab und zu Aushilfsdienste verrichtet hat, ist mir durch mehrere Dinge aufgefallen: Er sieht so traurig aus,

Oben: Der Kfz-Ausbilder von Themba Labantu, Herr Mahone, hat nicht nur eine gute Hand für Motoren, sondern auch für seine Lehrlinge.

Unten: Der Ausbilder Herr Williams (r.) gibt den Lehrlinge in der Solarrausbildung (darunter Yam-Yam, 3. v. l., und Sabelo, 2. v. r.) einen Klempner-Grundkurs. Danach lernen die jungen Erwachsenen in ihrer Ausbildung alles über die Warmwasseraufbereitung durch Solarkollektoren.



als ob er ein ganz furchtbares Leben hinter sich hätte. Er spricht gut Englisch, und er ist sehr geschickt mit seinen Händen. Eines Tages hatte er mir seine Geschichte erzählt, die so typisch ist für viele junge Menschen in Südafrika: Er wuchs in der Transkei auf, einem ehemaligen Homeland im Südosten Südafrikas. Seine Mutter starb, als er noch klein war. Die Stiefmutter schlug ihn und seinen Bruder häufig ohne Grund und bevorzugte ihre eigenen Kinder. Eines Tages verbot sie ihm und seinem Bruder, zur Schule zu gehen. Sie liefen weg und tauchten in Kapstadt unter. Sein Bruder landete im Gefängnis, und Sabelo schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten alleine durch. Er wohnte mal hier, mal dort bei „Freunden“, die ihn nach kurzer Zeit wieder an die Luft setzten. Bis heute hat er kein richtiges Zuhause gefunden. Vor vier Jahren wurde seine Freundin ermordet, die ihm eine kleine Tochter hinterließ. Diese Tochter, heute acht Jahre alt, lebt bei einer Tante, die selber auch kein geregelttes Einkommen hat.

Nachdem ich die Lebensgeschichte von Sabelo gehört hatte, verstand ich seinen traurigen Gesichtsausdruck: Dieser junge Mann hat nichts zu Lachen. „Hat er jemals gelacht?“, fragte ich mich. Ich konnte es mir nicht vorstellen. Wie soll sein Leben weitergehen? Ohne Ausbildung, ohne Arbeit und – ohne die Aussicht, jemals eine feste Arbeit zu bekommen? Der muss eine Chance kriegen, dachte ich, wenn nicht er, wer dann? Und ich fragte ihn, ob er seinem Leben eine neue Richtung und sich und seiner Tochter Hoffnung geben wolle? Sein Gesicht erhellte sich und seine Augen strahlten, als ich ihm anbot, in unserer neuen Solarwerkstatt eine Ausbildung zu machen. Sabelo nimmt seine Ausbildung sehr ernst, als ob er weiß, dass sie wahrscheinlich die einzige Chance ist, sein Leben in den Griff zu kriegen. Er ist überpünktlich, fleißig, höflich und schneidet in den Prüfungen immer sehr gut ab. Wenn er so weiter macht, sehe ich eine gute Zukunft für ihn.

Zurzeit haben wir insgesamt 10 Lehrlinge, davon sind sechs junge Damen (eine hat drei Kinder). Neben den fünf Ausbildungsplätzen im Solarbereich gibt es fünf in einer Kfz-Werkstatt. Alle Lehrlinge haben ein schweres Leben hinter sich. Sie haben jahrelang darauf gewartet, dass auch sie einmal im Leben eine Chance bekommen oder aber diese Hoffnung schon lange aufgegeben. Umso mehr sehen sie es als ein Wunder an, dass sie nun in einem bezahlten Ausbildungsverhältnis sind. Themba Labantu konnte helfen, diese Wunder zu verwirklichen. Mit der Unterstützung aus Deutschland, Holland und Norwegen können wir den Lehrlingen eine heiß ersehnte Ausbildung anbieten, die ihr Leben radikal verändern wird. Eine erfreuliche Nebenwirkung des Ausbildungsbetriebs: Das ganze Projekt profitiert von den Werkstätten. Unsere Autos werden gewartet und repariert, und tropfende Wasserhähne oder geborstene Rohre werden sofort wieder in Stand gesetzt.

Die Ausbilder, Herr Mahone (Kfz) und Herr Williams (Solar) leisten gute Arbeit. Mit klugem Sachverstand und großer Geduld bringen sie ihren Schützlingen bei, was sie seit Jahren praktizieren. Wir hatten lange nach einem Solar-Ausbilder gesucht und schließlich Herrn Williams zum 1. Juni angestellt. Leider wurde Herr Mahone vor kurzem auf der Strasse bei einem Raubüberfall verletzt.

Nicht nur die Lehrlinge, sondern auch andere Personen sind durch die neuesten Veränderung in Themba Labantu mehr als glücklich: Mampahlwa, die seit Jahren für ein kleines Gehalt in unserer Suppenküche arbeitete, ist nun die offizielle Reinigungsfrau unseres Ausbildungszentrums und putzt glücklich, weil sie zufrieden mit der unerwarteten Gehaltserhöhung ist. Für meine Begriffe waren drei Köchinnen in der Suppenküche immer schon zu viel, und obwohl jetzt im südafrikanischen Winter wieder ein besonders großer Andrang herrscht, schaffen es die beiden anderen Frauen gut, die vielen hungrigen Mäuler zu füttern.

Sithembele hat bei uns eine feste Anstellung als Hausmeister gefunden und mit seiner Frau und drei kleinen Kindern unser frisch renoviertes Hausmeisterhaus bezogen. Er wohnt zum ersten Mal in seinem Leben in einem richtigen Steinhaus. Noch vor einer Woche musste die Familie bei Wind und Wetter in ihrer Hütte ausharren. Für das HIV-positive Ehepaar war das eine sehr unangenehme Situation. Das Glück von Sithembele und seiner Familie hatte allerdings einen tragischen Hintergrund: Vor ein paar Wochen wurde Doloni, unser damaliger Hausmeister, auf der Straße von einem Auto überfahren und starb nach wenigen Minuten. Der Fahrer verübte Fahrerflucht.

Bis vor einigen Wochen hatte ich mir noch große Sorgen um unsere Perlen- und Taschenprojekte gemacht, mehr noch um die armen Frauen und Männer, die von dieser Arbeit leben. Womit würden sie ihren Lebensunterhalt verdienen? Bisher hatten wir in diesem Jahr noch keine Aufträge erhalten. Sollten wir dieses Projekt ganz schließen müssen? Ich sandte Hilferufe aus, und siehe da, der erste Auftrag kam aus Schweden: 2000 AIDS-Anhänger für die Lutherische Kirche. Wenn das auch nicht so viele waren wie in den Vorjahren, war es doch immerhin ein Anfang. Und wie froh war ich, als ich den Projektteilnehmern, die fast täglich nach Arbeit gefragt hatten, die gute Botschaft verkünden konnte. In der Zwischenzeit sind sie wieder jeden Tag hier, denn es müssen noch 1200 Engel, 500 Weihnachtsmänner und ein paar andere Sachen gemacht werden. Außerdem versuchen, wir einige Muster für die Fußball-WM 2010 herzustellen. ■



Pfarrer Otto Kohlstock leitet das Projekt Themba Labantu in Philippi, einem Vorort von Kapstadt.



„Das größte in meinem Leben war, dass ich meine Mutter taufen durfte!“

Eine tansanische Lebensgeschichte

Von Stephen Edward Nguvila

Stephen Edward Nguvila, Pfarrer in Matamba und zurzeit amtierender Exekutiv-Sekretär der Süd-West-Diözese der Evangelischen Lutherischen Kirche Tansanias, zeigte im Vorüberfahren auf ein Dorf auf dem Hochplateau im Gebiet der Wanji: „Dort bin ich aufgewachsen, dort leben auch noch meine Eltern und Verwandten. Die meisten dort leben noch nach den alten Traditionen.“ „Und du“, fragte ich, Reinhard Kees vom Berliner Missionswerk, zurück, „wenn du aus diesem Dorfe kommst, wann und wie bist du Christ geworden?“ Daraufhin erzählte er mir seine Geschichte. Die ging mir unter die Haut. Dass Pfarrerinnen oder Pfarrer ihre Kinder taufen, das mag wohl oft vorkommen. Aber dass einer seine Eltern taufen kann – das ist eine Missionsgeschichte. Ich bat Stephen, seine Geschichte aufzuschreiben. Ein paar Tage nach meiner Ankunft war per E-Mail eine Kurzbiographie da, die ich mit Erinnerungen aus unserem lebendigen Gespräch angereichert habe. Hier ist Stephen Nguvilas Lebensgeschichte:

Menschen haben verschiedene Lebenswege. Manche kommen, so wie ich, aus Familien, die den traditionellen Religionen Afrikas anhängen oder einem anderen Glauben und auch die können Pfarrer werden. Das ist dann genauso Gottes Wille.

Also, ich wurde in einem kleinen Dorf namens Nhungu im Makete-Distrikt in der Iringa-Region geboren. Meine Eltern, meine Großeltern und alle anderen Generationen vorher hingen unserem traditionellen Ahnenglauben an. Sie verehrten die höchste Gottheit durch die Verstorbenen, die Vorfahren. Diese sind sozusagen Vermittler zum allerhöchsten Gott.

Ich durfte von 1975 – 1981 eine Grundschule besuchen. Ich war in Kidugula am Lutherischen Seminar und in Itamba an der Sekundarschule, die ihr vom Berliner Missionswerk unterstützt, beides Schulen der lutherischen Kirche. Die galten als die bes-



ten in unserer Gegend. Ich war glücklich, die Prüfung nach der elften Klasse bestanden zu haben und konnte dann die zwölfte und dreizehnte Klasse in einer Regierungsschule in der Nähe von Dodoma absolvieren. Ich hatte mein Abitur, konnte studieren!

Zum Christentum kam ich während meiner Grundschulzeit. Unsere Religionslehrer beeindruckten mich, vor allem durch ihre Lebensweise. Die war anders als unsere. Schließlich bat ich meine Eltern um die Erlaubnis, mich

zum Christentum bekehren zu dürfen. Sie waren nicht begeistert, aber immerhin gestanden sie es mir zu. So nahm ich Taufunterricht und wurde noch im gleichen Jahr, 1984, getauft. Damit war ich der erste Christ in meiner Familie. Meine Taufe führte etwas später dazu, dass sich auch meine Geschwister taufen ließen. Aber meine Eltern blieben noch viele Jahre lang in ihrer Tradition.



Oben und unten: Gottesdienst in der Süd-West-Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania

Am 14. Juni 1992 heiratete ich Luciana. Sie stammte wie ich aus Nhungu. Aber was dann kam, war schlimm: Vier Jahre lang blieben wir kinderlos. Das war eine Schande. Andere sagten, das sei die Strafe der Ahnen, dafür, dass wir Christen geworden waren. Unsere Eltern machten Druck: Nur ein traditioneller Heiler könne helfen. Wir haben damals viel gebetet, waren aber, ehrlich gesagt, auch manchmal sehr verzweifelt. Sollte der Heiler doch stärker sein als unser Gott, der über allem ist? Könnte der Heiler uns doch verhext haben?

Dann endlich, durch Gottes Hilfe, wurde der Schoß meiner Frau geöffnet und sie wurde schwanger und konnte nacheinander vier Kindern das Leben schenken. Es sind drei Jungen: Agape (Liebe), Godgiven (Gottgegeben), Victor (Sieger) und ein Mädchen namens Atunosyaghe. Gott hatte sich als stärker erwiesen.

Meine Berufung zum besonderen Dienst für Gott spürte ich während der Zeit in der Armee. Als ich meinen Entschluss meinen Freunden und meiner Verwandtschaft mitteilte, waren sie alle total dagegen. Sie sagten: „Dein Vater hat so viel in deine Ausbildung investiert, und du willst ein Pfarrer werden – Nein!“

In mir brannte der sehnlichste Wunsch, dem Herrn zu dienen. Also schrieb ich meinen Eltern einen Brief, in dem ich sie um Erlaubnis bat, Pfarrer werden zu dürfen. Und – wie damals – das Wunder geschah: Sie willigten ein. Ich hatte Frieden im Herzen.

Ich bewarb mich bei der Diözese. Die Antwort war positiv: Die Diözese schickte mich mit einem Stipendium zum Studium an die Lutherische Theologische Hochschule von Makumira bei Arusha. Dort studierte ich also von 1993 bis 1998 und erwarb den Bachelor der Theologie (BA).

Am 29. November 1998 wurde ich dann in der Lutherischen Kirche in Matamba, wo ich jetzt Pfarrer bin, ordiniert. Ich war am Ziel. Nach meiner Ordination arbeitete ich in der Gemeinde Ng'onde im nordöstlichen Teil der Diözese. Neben meiner Arbeit als Gemeindepfarrer wurde ich auch zum Jugendpfarrer der Diözese ernannt. Nach nur elf Monaten erhielt ich dann das unwahrscheinlich große Angebot, mich weiter qualifizieren zu können und das Master-Studium an der Makumira-Hochschule anzutreten. 2002 schloss ich es mit dem Master-Diplom ab. Danach nahm ich meine Arbeit als Gemeindepfarrer wieder auf und wurde Ortspfarrer von Matamba, wo ich noch heute bin, und gleichzeitig Superintendent des Distrikts. 2007 übertrug mir die Diözese eine weitere Aufgabe. Ich wurde Koordinator des HIV/AIDS-Aufklärungsprogramms und schließlich 2008 amtierender Exekutiv-Sekretär der Diözese.

Als Pfarrer in einer ländlichen Region braucht man viel Mut und Durchhaltevermögen, denn der Lohn ist gering. Normalerweise bekommt ein Pfarrer umgerechnet knapp über 10 Euro pro Monat – abhängig von den monatlichen Sammlungen der Gemeinde.

Aber eins – vielleicht das am meisten Beeindruckende in meinem Leben – will ich noch erzählen. Was mir doch ein Stachel im Fleisch war, war die Tatsache, dass meine Eltern immer noch dem traditionellen Ahnen-Glauben anhängen, auch als ich schon längst Pastor war. Wir hatten damals viele tiefe Gespräche. Sie waren neugierig geworden und fragten viel. Als dann schließlich 2004 mein Vater zu mir kam und darum bat, getauft zu werden, war meine Freude riesig groß. Ich, der Sohn, taufte ihn, meinen Vater, und zwar am Weihnachtstag 2004. Drei Jahre dauerte es dann noch – viele Gebete, viele Gespräche – bis auch meine Mutter getauft werden wollte. Ich, der Sohn, taufte sie, meine Mutter, auch am 25. Dezember. Weißt du, was das für eine unendliche Freude ist, wenn man die eigene Mutter taufen darf. Gottes Wege sind phantastisch! ■

Übersetzung und Bearbeitung
von Reinhard Kees und Almut
Nothnagle.

Den vollständigen Text können Sie auf www.berliner-missionswerk.de lesen.



Freiwilligenarbeit mit ganzem Herzen

Schulamit Kriener: Meisterin der Reisausgabe

Von Jo Hyeon-jin

Schulamit (21) ist die Meisterin der Reisausgabe, so geschickt, dass sie sich auch vor einer Ajumma (zickigen Frau) nicht verstecken muss. Nach der Essensausgabe hat sie keine Zeit zu verschlafen und muss die Esstische wegräumen, die Tablettis abwaschen und den Küchenboden abspritzen. Eigentlich ist es natürlich, bei so harter Freiwilligenarbeit ins Schwitzen zu kommen, doch in ihrem strahlenden Gesicht zeigt sich nur ein freundliches Lächeln.

Schulamit Kriener aus Deutschland ist als ökumenische Freiwillige seit Mitte Juni bei der Menschenrechts- und Missionarwerkgruppe für Gastarbeiter „Liebe teilen im Globalen Dorf“ (Vorsitzender Kim Hae-Seong). Abgesehen von der Essensausgabe ist sie auch für den Englischunterricht der ausländischen Arbeiter und der Kinder aus besonderen Verhältnissen zuständig. Sie überprüft den englischsprachigen Newsletter der Gruppe und sucht Nachrichten über Gastarbeiter zusammen – eine erstklassige Helferin. Nicht nur bei den Gastarbeitern, auch bei den in- und ausländischen Mitarbeitern der Gruppe ist Schulamit „total“ beliebt.

Schulamit Kriener hat 2008/2009 über das Berliner Missionswerk ein Freiwilligenjahr in Korea verbracht. Der koreanische Reporter Jo Hyeon-jin (Ohmynews) hat sie und ihre Arbeit beobachtet. Deutsche Übersetzung: Jan Janowski

Der Chef der Beratungsabteilung, Pfarrer Choe In-Seung (39) sagt: „Sie ist sehr gewissenhaft und arbeitet hart“ und fügt voll

des Lobes hinzu „in unserer Organisation haben wir insgesamt 13 Dolmetscher aus Ländern wie Bangladesch und anderen. Auch mit diesen versteht sie sich sehr gut“.

Warum Korea? „Gutes tun und mehr über die Welt lernen“

Schulamit hat im Juni 2008 ihre Ausbildung am Goerres-Gymnasium in Düsseldorf abgeschlossen und kam drei Monate später, am 1. September, nach Korea. Das Berliner Missionswerk bietet Freiwilligenstellen in Tansania, Kuba, Israel/Palästina und anderswo an, doch Schulamit war die einzige, die sich für Korea entschied.



Ihre erste Station in Korea war die Frauenrechtsgruppe „Durebang“ in der Nähe des amerikanischen Militärstützpunktes, wo sie 3 Monate arbeitete. Danach ging sie für weitere drei Monate in die Schwerbehinderten-Einrichtung „Aegwangwon“ auf die Insel Geoje-do. Sie hörte berührende Geschichten von

Frauen von den Philippinen, aus Russland und anderswoher, die in den Etablissements in der Nähe des US-Stützpunktes arbeiten mussten und erlebte Momente des Glücks mit schwerbehinderten, aber nichtsdestotrotz gutmütigen, lieben Kindern.

Schulamit, „Engel der Reisausgabe“. Bei den Gastarbeitern spart sie nicht nur nicht mit Reis, sondern auch nicht mit ihrem Lächeln.



Auf die Frage, warum sie nach Korea kam, antwortet sie „Ich wollte Freiwilligenarbeit tun und so die Welt kennenlernen“. Ihre große Schwester (23) arbeitet derzeit ebenfalls auf Freiwilligenbasis in einem Bildungszentrum in Jerusalem, wo man versucht Frieden zwischen Israelis und Palästinensern zu stiften. Bei der Entscheidung der beiden Töchter habe es weder Druck noch Einmischung durch die Eltern, selbst Pfarrer, gegeben. Sie sagten, die Töchter seien in einem Alter, in dem sie selbst entscheiden und die Verantwortung übernehmen müssten. Eine völlig andere Entscheidung als die koreanischer Schüler, die alles daran setzen auf eine erstklassige Uni zu kommen. Wäre es überhaupt möglich für Koreaner, die selbst nach der Uni noch an ihren Voraussetzungen für eine Festanstellung arbeiten müssen, eine solche Entscheidung zu treffen wie Schulamit es getan hat?

Pfarrer Choe In-Seung, der in Kiel und Frankfurt Theologie und Philosophie studiert hat, sagt: „Die Mehrzahl der deutschen Gymnasiasten reist in den Ferien in andere Länder, um Freiwil-



Erinnerungsfoto mit den Sprachunterstützern (Dolmetscher für die Gastarbeiter) des Koreanischen Zentrums zur Unterstützung von Gastarbeitern – Klick! Auch mit diesen Mitarbeitern hat sich Schulamit sehr schnell befreundet.



ligerarbeit zu leisten oder Neues kennen zu lernen“ und fügt hinzu „durch verschiedene Arbeiten und Erlebnisse erfahren sie, was echtes Lernen und Leben bedeutet, und sie verinnerlichen, was soziale Gerechtigkeit und Fürsorge für Schwächere bedeutet“.

Schulamit hat für ihre Freiwilligenarbeit 2 Jahre und 8 Monate Koreanisch gelernt. Die Anstrengungen und Vorbereitungen, die sie in diesen Aufenthalt gesteckt hat, sind nicht klein. Da sie sich so lange vorbereitet hat, ist nicht nur sie selbst, sondern sind auch die Organisationen, denen sie hilft, sehr zufrieden. Im alltäglichen Umgang mit Koreanern hat sie keine großen Probleme und ihre schriftliche Ausdrucksfähigkeit ist bereits auf einem sehr hohen Niveau.

Für koreanische Schüler heißt Freiwilligenarbeit nur eine weitere „Punktzahl“ und so wird die Arbeit schnell zur Pflichterfüllung ohne Spaß und auch die Zufriedenheit sinkt. Schulamit, die aus einem Land kommt, in dem Freiwilligenarbeit und Teilen als wichtige Werte gelten, lernt zusätzlich nach vollbrachter Arbeit noch Yoga und bereist Korea. Für sie ist ist Freiwilligenarbeit keine „Pflichterfüllung“, sondern „Freude und Teilen“. Deshalb ist sie mit viel Engagement dabei. ■



Bibelrüstzeiten in Russland

Neuer Brunnen versorgt
Freizeitheim mit Wasser

Von Matthias Hirsch

Die evangelisch-lutherischen Gemeinden an der unteren Wolga zwischen dem Nordufer des Kaspischen Meeres und der Stadt Marks wollen junge Menschen für Jesus Christus begeistern. Ein Höhepunkt der Gemeindearbeit sind dabei die Bibelrüstzeiten im Sommer. In Lebiasche, etwa 300 km nördlich von Wolgograd, befindet sich ein sehr schönes Heim dafür. Allerdings hatte das Dorf bislang ein sehr schweres Problem: Es gab nicht genug Wasser. Nur wenige Stunden am Tag wurde überhaupt das Wasser angestellt, morgens und abends. Es war kaum genug Zeit zum Waschen. Außerdem war die Wasserqualität so schlecht, dass zum Kochen immer noch extra Wasser eingekauft werden musste.



Mit der Unterstützung des Kirchenkreises Cottbus und des Berliner Missionswerks konnte nun ein eigener Brunnen gebohrt werden. Propst Oleg Stulberg aus Wolgograd schreibt: „Dank eurer Hilfe konnte das Kinderlager in diesem Jahr mit Wasser versorgt werden.“ Menschen mit Wasser zu versorgen, bedeutet ein grundlegendes Lebensbedürfnis zu befriedigen und hat eine nachhaltige Wirkung. In dem Gespräch mit unseren Geschwistern in Russland spüren wir, wie lang der Weg ist, lebendige Kirche zu werden – nach so vielen Jahrzehnten der Unterdrückung und Verfolgung. Dabei ist es wichtig, dass die Gemeinden nicht nur sich selbst im Blick haben. Sie erschließen daher Kindern und Jugendlichen im Sommer Zugänge zu biblischen Geschichten. Dazu tragen die Jugendfreizeiten in Lebiasche bei.

Wir danken dem Kirchenkreis Cottbus ganz herzlich für die Unterstützung des Brunnenprojekts. Ein „Danke“ gilt auch allen, die unsere Partnerkirche in Russland in anderen Bereichen unterstützen. Sie helfen damit, dass die Gemeinden an der Wolga hoffnungsvolle Zukunftsperspektiven entwickeln und ihren Dienst tatkräftig fortsetzen. ■

Matthias Hirsch ist Wolgareferent des Berliner Missionswerks.

Ein starker Mitstreiter für eine gerechtere Welt

Zum Tode von Gotthilf Wahl (14. April 1924 – 16. Juni 2009)

Von Gerd Decke



Pfr. Gotthilf Wahl ist am 16. Juni 2009 im 86. Lebensjahr heimgerufen worden. Er wurde am 14. April 1924 in der südchinesischen Kreisstadt Chin-chow als erstes von vier Kindern des Berliner Missionars Heinrich Wahl und seiner Ehefrau Charlotte, geb. Möhring, geboren. Als dreijähriges Kind mit der elterlichen Familie nach Deutschland gekommen, wurde er 1942 zum Kriegsdienst eingezogen. Auf Grund seiner Kriegserlebnisse änderte er seinen Berufswunsch. „Nach dem Krieg wird man in Deutschland keine Flugzeugingenieure mehr brauchen, sondern Tröster und Seelsorger.“ Seit Herbst 1945 studierte er Theologie in Halle. Von 1947 – 49 war er Leiter der Studienarbeit Ost des Studentenbundes für Mission. 1948 studierte er an der Kirchlichen Hochschule in (West-)Berlin.

Nach 1952 heiratete er die Ärztin Dorothee, geb. Köpp. Beide wurden von Februar 1953 bis März 1974 von der Berliner Mission nach Südafrika entsandt. Ihnen wurden dort drei Kinder geboren, Traugott, Renate und Stephan. Von 1953 – 54 war Gotthilf Wahl am Lehrerinstitut von Botshabelo, von 1954 – 63 als Missionar in Lobethal tätig. Ab 1955 bekam seine Frau die Erlaubnis, dort als Ärztin zu praktizieren. 1968 wurde er Superintendent in Pretoria, 1971 in Johannesburg. Ende 1973 beendete er seinen Dienst in Südafrika und wirkte von 1974 – 89 als Pfarrer in Herzingen bei Hamm, Westfalen. Danach lebte er mit seiner Frau im Ruhestand in Münster. Dorothee Wahl verstarb im Jahre 2001.

21 Jahre hat Gotthilf Wahl in Südafrika gearbeitet, die längste Zeit im Sekhukhuniland. Dort hat er den Oberhäuptling der Bapedi, König Sekwati getauft, dessen Vorfahr ein Jahrhundert zuvor die Berliner Missionare verfolgt hatte. In Deutschland engagierte er sich in Projekten und Aktionen zum Beispiel für Schuldenerlass und fairen Handel.

Pfr. i. R. Gerd Decke war bis Ende 2005 Referent für das Horn von Afrika beim Berliner Missionswerk.

Das Berliner Missionswerk ist Gotthilf Wahl zu großem Dank verpflichtet. ■

Termine

Epiphaniastagesdienst

Das Berliner Missionswerk lädt Sie gemeinsam mit der Gossner Mission zum Epiphaniastagesdienst ein. Pröpstin Friederike von Kirchbach wird die Predigt halten. Im Anschluss an den Gottesdienst gibt es einen Empfang im Kirchenvorraum.

**Mittwoch, 6. Januar 2010,
18 Uhr, St. Marienkirche,
Berlin-Alexanderplatz**

**„Give Peace a Chance –
Friedensarbeit im Heiligen Land“**

Jahresfest des Jerusalemsvereins,

Sonntag, 14. Februar 2010

10:00 Uhr: Festgottesdienst im Berliner Dom, Am Lustgarten, 10178 Berlin
Gastprediger: Bischof Dr. Martin Schindehütte, Auslandsbischof der EKD

14:30 – 17:30 Uhr: Festnachmittag im Auditorium Maximum der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Eingang Dorotheenstr. 19

Mit Beiträgen von: Imad Haddad, Pfarrer in Beit Sahour, Sumaya Farhat Naser, Autorin, Hanna Genssler, Aktivistin von Machsom Watch, Dr. Georg Dürr, Schulleiter von Talitha Kumi

**Rückblick: Unser Missionsfest**

Unter dem Motto „Hoffnung teilen“ luden der Berliner Kirchenkreis Schöneberg und das Berliner Missionswerk zu Sonntag, 11. Oktober 2009, in die Schöneberger Nathanaelkirche ein. Mehr als 150 Menschen, aus dem Kirchenkreis und Freunde der Berliner Mission, versammelten sich am Nachmittag in der festlich geschmückten Kirche. Superintendent Wolfgang Barthen hielt die Predigt, ein Posaunenchor und die Gesangsgruppe Daydreamers gestalteten den Gottesdienst musikalisch aus. Ökumenische Gäste berichteten: Pfarrer Titus und seine Frau aus Botswana und Superintendentin Christal Human sowie Dean Mushi aus Moshi in Tansania. Zu Nahost und Südafrika gab es Gesprächsgruppen. Der Einführungsvortrag von Direktor Zipser, „Mission – Hoffnung miteinander teilen“ ist in überarbeiteter Form in diesem Heft abgedruckt. Eine kubanische Musiktruppe spielte mitreißende Musik aus Kuba und Lateinamerika. Wir freuen uns schon auf das Missionsfest 2010, bei dem wir Gäste des Berliner Kirchenkreises Wilmersdorf sein werden.

Tagung zu Menschenrechten in Äthiopien

Aus Anlass des Tages der Menschenrechte veranstaltet das Berliner Missionswerk am 10. Dezember ein Expertengespräch in Zusammenarbeit mit der EKD und am 11. Dezember eine öffentliche Tagung zur Lage der Menschenrechte in Äthiopien.

Nähere Informationen: Dr. Reinhard Kees, Tel.: (030) 243 44-151 oder unter www.berliner-missionswerk.de.



Evangelische Krankenhäuser in Tansania

In dörflichen und schlecht zugänglichen Gebieten Tansanias leisten die kirchlichen Erste-Hilfe-Stationen, Polikliniken und Krankenhäuser einen unverzichtbaren Beitrag zur Krankenversorgung. Das Krankenhaus Matema hat sich in den letzten Jahren besonders gut entwickelt, um dem Patientenansturm aus dem Umland und aus Malawi mit bestmöglicher Behandlung gerecht zu werden. Das neue Röntgengerät ist ständig im Einsatz, auch für Unfallpatienten, die früher weit entfernte Hospitäler aufsuchen mussten. Darüber hinaus ist Matema zum Zentrum für die Behandlung von AIDS-Patienten geworden. Dank der mit Spendengeldern aus Deutschland angeschafften Generatoren ist die Stromversorgung gesichert, was einen Operationsbetrieb Tag und Nacht möglich macht. In Matema und dem zweiten vom BMW unterstützten Krankenhaus Itete ist die Sterberate aufgrund der verbesserten Ausstattung und der Qualifikation des Personals zurückgegangen.

Aber die kirchlichen Krankenhäuser können ihr Personal nur schwer halten. Es wandert in die Städte und zur besseren Bezahlung in die staatlichen Kliniken. Zurzeit ist die Situation besonders schwierig: Nach langen Verhandlungen gibt es zwar einen Rahmenvertrag mit der Regierung über eine staatliche Förderung der Krankenhaushälter, die Umsetzung wird aber von den Distriktregierungen verzögert, die die Mittel auszahlen. Die Krankenhäuser hatten die Förderung für das neue Finanzjahr ab Juli 2009 aufgrund der Zusagen durch die Regierung fest eingeplant. Nun kommt die staatliche Förderung frühestens Mitte 2010. Daher können die evangelischen Krankenhäuser die Gehälter nicht bezahlen und eine verstärkte Abwanderung der Ärzte droht.

Bitte helfen sie mit, dass die Krankenhäuser Matema und Itete ihrem Personal für gute Arbeit angemessene Gehälter zahlen können. Sie unterstützen damit den segensreichen Betrieb dieser beiden Krankenhäuser.

Projekt Nummer: 7140

Konto des Berliner Missionswerkes
 Ev. Darlehnsgenossenschaft
 BLZ 210 602 37
 Kto. Nr. 7 16 17